



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ernst Curtius

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Beweise für seine Fähigkeit und Tüchtigkeit zu geben, 2. die Notwendigkeit, im Interesse der Armee und in dem der Mitbewerber unwiderleglich festzustellen, daß diese Beweise wirklich erbracht worden sind, und daß sie es sind, die den Vorrang vor der Konkurrenz erwirkt haben.“

General Prudhomme bemerkt hierzu: Ce serait là, en effet, l'idéal. Wie weit das eiserne Muß der Altersgrenze von diesem „Ideal“ entfernt ist, das leuchtet gewiß jedem ein. Trotzdem wird auch das neue Avancementsgesetz, falls es in Kraft tritt, an diesem Prinzip nichts ändern können, weil es die Folge der republikanischen Staatsform und des Mangels an einem obersten Kriegsherrn ist.

v. W.



Ernst Curtius



echs Jahre nach Ernst Curtius Tode ist uns ein Bild seines Lebens geschenkt worden, aus Briefen von ihm, an ihn und über ihn von seinem Sohne mit feiner Sorgfalt zusammengestellt, ein Band von mehr als 700 Seiten (Berlin, Julius Springer). Fast noch als Jüngling zu einer glückverheißenden, völlig einzigen Aufgabe, der Erziehung des künftigen Kronprinzen von Preußen, berufen, widmete er die ganze Kraft seiner Mannesjahre einer vielseitigen Erforschung und einer in ihrer Art ganz neuen, lebendigen, auf Anschauung des Landes gegründeten Darstellung des griechischen Altertums, und zu den reichen Erfolgen des akademischen Lehrers und Schriftstellers fügte ihm dann noch das kaum begonnene Alter einen Weltruhm hinzu, den des Wiederentdeckers von Olympia. Unter den Vertretern seines Fachs hatte er mit dem Erscheinen seines Werks über den Peloponnes, dessen erster Band 1851 herauskam, auf der historischen Seite der griechischen Altertumskunde selbständig Stellung genommen, und nach dem Tode Böckhs (1867), Welckers (1868) und Otto Jahns (1869) war er jedenfalls der vielseitigste und auch wohl an Ansehen der erste, wogegen sich freilich im Vergleich mit jenen und überhaupt vom Standpunkt der einen, unteilbaren Fachwissenschaft aus einwenden ließ, daß er kein „eigentlicher“ Philologe, daß ihm die Sprache nur Mittel zum Ziel und Weg zu den Quellen war. Als einen Mangel aus unvollkommener Bildung, wie ihn manchmal Archäologen verraten, die philologische Dilettanten sind, hätte man ihm das jedoch nicht anstreichen können, denn er hatte eine lebendige Kenntnis des Griechischen, eine sichere Herrschaft über die Grammatik und eine durch unablässiges Lesen erworbne Vertrautheit mit den Schriftstellern, auf die es ihm ankam, wie er denn auch in Göttingen alle Pflichten eines philologischen Professors erfüllte. Aber da er die Grammatik und die Kritik der Texte nicht um ihrer selbst willen betrieb, so lebte der Vorwurf, den einst Gottfried Herrmann und seine Schüler den Anhängern Böckhs gemacht hatten, gegen ihn wieder auf; man nannte seine Richtung einseitig und verdachte es ihm sogar, daß er weitem Blicks mit seiner Darstellung über den

engen Kreis der Fachgenossen hinaus sprechen wollte, weil es ihm Bedürfnis war. „Es ist doch eine ganz andre Sache, schreibt er 1844, wenn man einmal in den Kreis der ganzen lesenden Welt hinaustritt, als wenn man von dem bessern und schöneren Teile derselben durch lateinische Floskeln sich absperrt oder durch sonst unverständliche Rede; das Beste und Schönste jeder Wissenschaft muß doch einmal Gemeingut werden.“ Bei dem Abschluß des ersten Bandes seines *Peloponnes* 1851 sagt er: „Ich habe in die Anmerkungen eine Menge Philologisches hineingearbeitet, auch eine ganze Reihe von Textverbesserungen, die ich größtenteils Meineke vorgelegt habe. Hoffentlich werden die Philologen dies anerkennen und mein Buch nicht zu den dilettantischen Kabinetstückchen der Wissenschaft rechnen.“ „Ich habe seit Vollendung des *Peloponnes* ein solches Werk (er meint die Griechische Geschichte, an der er 1854 arbeitet) entbehrt, ich bedarf einer Arbeit, die einen gewissen Grad von künstlerischer Komposition in Anspruch nimmt.“ Noch tiefer in das Innere seiner Arbeit führen uns zwei Brieffstellen aus seiner ersten Göttinger Zeit 1857: „Es drängt sich mir immer wieder der Gedanke auf, daß ich unfähig sei, meinen Platz auszufüllen, daß es mir an philologischer Gelehrsamkeit fehle und jetzt die Zeit nicht mehr da sei, die Lücken auszufüllen. Mein Naturell und meine eigentümliche Lebensführung haben mich von einem eigentlichen Bücherleben immer ferner gehalten als billig. Ich habe einzelne Seiten des Altertums mit voller Wärme ergriffen, vieles ganz beiseite gelassen. Jedes Gespräch mit Sauppe (den kleinen Piffikus nennt er ihn einmal) weist mich darauf hin, was eine eigentlich encyclopädische Philologengelehrsamkeit sei, und wie sehr mir eine solche mangle. Dergleichen Selbstbeschauungen haben mich lange niedergedrückt. . . . Und so steure ich denn wieder mutig vorwärts und will wenigstens nach Kräften versuchen, mich eines Lehramts würdig zu machen, zu dem man mich berufen hat. Denn so wenig ich namentlich im Seminar mir genüge, so erkenne ich doch, wie die Forderungen, die hier an mich gestellt werden, meine Kräfte, soweit sie noch der Entwicklung fähig sind, nach allen Seiten bilden und üben.“ — „Seiner ganzen Richtung nach ergänzt Sauppe meine Persönlichkeit und meine Schwächen, die mir hier deutlicher als je zuvor entgegengetreten sind, vortrefflich, und ich lerne in vollen Zügen von seiner überwiegend literarischen Gelehrsamkeit.“ Strenger kann gewiß niemand über sich selbst urteilen. Und ebenso streng ist er in seinen Forderungen an sich. Während er im Herbst 1855 an seiner Griechischen Geschichte beschäftigt ist, eine Abhandlung von fünf Druckbogen über die Jonier vor der jonischen Wanderung erscheinen läßt, die spätgriechischen Inschriften für das *Corpus inscriptionum* bearbeitet und dabei als Extraordinarius an der Berliner Universität lauter neue Kollegien liest, klagt er: „Ich bin leider, das fühle ich immer mehr, kein Mensch, der viel arbeiten kann. Bei jedem zu starken Büffeln spüre ich die Einbuße an körperlicher und geistiger Kraft, und es ist einmal mein Grundsatz, mich unter solchen Umständen nie zur Arbeit zu zwingen.“ Die fertigen Arbeiten, aus welcher Zeit seines Lebens sie auch stammen mögen, verraten keine Spur von Anstrengung, wohl aber eine Wärme des Interesses für den Gegenstand, die den Leser gewinnt und festhält, und zwar in jeder

Stilart, in untersuchender Auseinandersetzung und erzählender Darstellung, in philosophierender Betrachtung und in Gelegenheitsrede. Seine Sprache ist niemals gesucht interessant, viele haben geistreicher und temperamentvoller geschrieben, sondern ruhig und einfach; Jakob Burckhardt z. B. ist ihm „zu stark modern gepfeffert.“ Aber sie ist nicht bloß maßvoll und formschön, sondern auch treffend, der ungekünstelte Ausdruck abgeklärter Gedankenarbeit. Ohne Frage gehört er zu den Meistern unsrer Sprache, die er mit einer seltenen Sicherheit und, was viel sagen will, immer korrekt gehandhabt hat. So ist er denn auch unter allen, die sich mit dem griechischen Altertum beschäftigt haben, als Schriftsteller ohne Frage am meisten gelesen worden.

Unser Buch enthält fünf Kapitel: Schule und Universität (1830—36), Griechenland (1837—40), Berlin (1841—56), Göttingen (1856—68), Berlin (1868—96). Wir wollen sie hier nicht einzeln durchsprechen, da das äußere Leben des ausgezeichneten Mannes hinreichend bekannt und erst vor kurzem bei seinem Tode nach allen Seiten behandelt worden ist (wir selbst haben dazu in den Grenzboten 1896 III S. 174 unsern Beitrag gegeben), wir möchten uns vielmehr durch diese Bekenntnisse etwas tiefer auf den Grund führen lassen, zu den Triebfedern seiner Arbeit, ihren äußern Umständen und den Hemmnissen, die zu überwinden waren, und da für ihn die Arbeit immer Herzenssache und Äußerung seines ganzen Menschen war, zu ihren Wirkungen auf seine Person.

Er hatte nach Vollendung seiner Universitätsstudien drei Jahre als Hauslehrer in der Familie des Bonner Professors Brandis in Athen zugebracht und im vierten mit seinem Göttinger Lehrer Diefried Müller einen Teil von Griechenland bereist, als dieser im April 1840 an einem hitzigen Fieber in Athen starb, erst 43 Jahre alt; genau so alt war der Schüler, als er später seines Lehrers Nachfolger in Göttingen wurde. Dieser Tod war ein bitterer Schlag, nicht nur für sein Gemüt, sondern auch für die Aussichten seiner Zukunft. Der berühmte Mann hatte ihn ermächtigt, alle Ergebnisse der gemeinsamen Untersuchung in seine Arbeit, d. h. in das spätere Werk über den Peloponnes aufzunehmen; sein Rat und sein Beistand fehlten ihm jetzt. In Berlin fand er keine Förderung, Böckh und Lachmann schilderten ihm die Aussichten eines Privatdozenten so trübe wie möglich. Er ging 1841 nach Halle, um zu promovieren, unterrichtete am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin und trug sich mit dem Gedanken an eine Habilitation, in dem sorgenvollen Gefühl, vielleicht doch gegen seine Neigung seinen Weg im Schulamt machen zu müssen. Seine Stimmung ist in diesen Jahren gedrückt, er fühlt sich aus dem Paradies der Jugend vertrieben und in den Lebenskampf um ein Unterkommen hinausgestoßen; alle erwarten etwas von ihm, aber keiner hat mehr als freundliche Redensarten. Berlin, das ihn früher so angeregt hat, widersteht ihm zeitweise ganz. Als er dem Minister von Eichhorn, der seine wissenschaftlichen Arbeiten zu unterstützen zugesagt hat, seine Habilitationspläne voller Vertrauen auseinandersetzt, bemerkt dieser: „Nun das freut mich recht — freilich ist das eine ganz andre Laufbahn“ (als das Schulamt nämlich). „Ich dachte in meinem Herzen: Ach, wenn es nur überhaupt eine Lauf- und keine

Stehbahn ist!" Endlich, im Juni 1843, gelingt die Habilitation, und zwar glänzend. „Der Herr gibt mir guten Mut, so wird er auch Gedeihen geben, soviel es gut ist.“

Die nun folgenden Briefe lassen leicht erkennen, daß hinter dem Mut des angehenden Gelehrten eine ungewöhnliche, aus dem Vollen wissenschaftlicher Pläne aufsteigende Kraft steht, ebenso aber auch, daß seine Zukunft einsteilen ganz auf die eigne Kraft gestellt sein wird; von irgendwelcher Förderung oder gar Protektion der einflussreichen Fachgenossen ist da nichts zu spüren. Böckhs allezeit kühles Temperament ist ja auch anderweit bekannt. Der „liebe“ Meineke war nur Direktor am Joachimsthal. Der Geograph Ritter erweist sich als väterlicher Gönner und führt ihn bei Alexander von Humboldt ein. „Eine solche reine, anspruchslose Güte bei soviel Wissen und solchem Ruhm findet man bei keinem andern Gelehrten vereinigt, nur Brandis ist darin eine ähnliche Natur.“

Der nächste Winter brachte einen folgenreichen Tag. Am 10. Februar 1844 hielt der junge Privatdozent in der Singakademie vor dem ganzen gebildeten Berlin und dem versammelten Hofe einen Vortrag, über den sein Schwager Kurt von Schläzer, der nachmalige Gesandte beim Vatikan, in einem ausführlichen Briefe nach Lübeck berichtet. Es war ein Rennen und Laufen von allen Plätzen und Straßen nach den Linden zu, daß man glaubte, es sei Feuer, die königlichen Equipagen hatten trotz unaufhörlichen Schreiens der Kutscher kaum Platz, durch die drängende Menge zu kommen, eine Schwadron von Gendarmen war aufgestellt, damit die Menschen in ihrer Aufregung nicht das Haus stürmten. Drinnen fing ein neues Stoßen und Drängen an, die wenigsten konnten ihre Plätze finden, die Damen schriean laut um Hilfe, ohnmächtige wurden hinausgebracht, sogar in der königlichen Loge herrschte die größte Unordnung. „Unter allem Lärmen, Drängen, Rufen und Schreien stand ein Mann ruhig in der Mitte des Saals auf einer kleinen Erhöhung. Unverwandten Blickes sah er nach der ihm gegenüber befindlichen königlichen Loge. Plötzlich ließen sich der König und seine Gemahlin nieder. Im ganzen Saale herrschte die tiefste Ruhe. Durch den König war das Zeichen zum Anfang gegeben. Jetzt bestieg Ernst die Rednerbühne, entfaltete das Papier, und mit leiser Stimme begann er zu reden, aber die tiefe Ruhe, die unter der eben noch so bewegten Menge herrschte, ließ auch die Fernstehenden jedes Wort deutlich hören. Wie ein Kaiser, nein wie ein junger Gott stand der edle Jüngling da. Tausende von Lognetten waren auf ihn gerichtet, die Damen waren wie verrückt. Die einen weideten sich am Anblick seines Antlitzes, während die andern mit größter Aufmerksamkeit seinen Worten folgten, um nur keins zu verlieren, alle waren wie bezaubert durch den himmlischen Vortrag. Immer lebhafter und feuriger wurde seine Rede. Anfänglich, in der ersten Befangenheit, hatte er viel nach dem Papier gesucht, dann warf er das lästige Konzept beiseite, und nun entfaltete sich die ganze Kraft seiner Rede. Wie bezauberte er die ganze Versammlung! Kein Geflüster der sonst so schwachen Berlinerinnen unterbrach die Ruhe, alles hörte und staunte. Bald beschrieb er in den lieblichsten Formen das Fest der Panathenäen, bald deutete er sinn-

reich die hohe Bestimmung der Bauwerke griechischer Kunst, bald das Standbild der Göttin, die toten Steinmassen wurden belebt, und gleich einem lebenden Bilde stand die hohe Akropolis da. Endlich schloß er seine Rede. Jetzt stürmte alles auf ihn zu, um ihm zu danken und mit dem Helden des Tages, wenn auch nur wenige Worte, zu reden. Die Prinzessin von Preußen berief Lachmann zu sich, um sich nach dem interessanten jungen Manne zu erkundigen. Alte Generale traten mit Tränen in den Augen vor den Jüngling und drückten ihm warmherzig dankend die Hand. Eine schöne, poetische Stimmung beherrschte die ganze Versammlung. Seit mehreren Tagen wird in Berlin von nichts anderm gesprochen als von Curtius und der Akropolis. In allen Gesellschaften, in allen Kreisen ist er der Gegenstand der Unterhaltung. Lithographen haben Ansichten der Akropolis herausgegeben, die reißend Absatz finden, Mütter erzählen ihren Kindern von der Akropolis, Curtius Ruhm ist begründet.“ Er selbst schreibt an seine Eltern: „Es ist mir mit meinem Vortrag über Erwarten gut gegangen, ich habe ganz Berlin in Flammen gesetzt, und man hat nichts an mir getadelt, als daß meine Schlussreue gegen die königliche Loge nicht tief genug ausgefallen sei. Ich sprach sehr frei und hatte keine Spur von ängstlicher Befangenheit. So wenig auch dieser Erfolg unmittelbar in mein Schicksal eingreift, so kann er mir doch sehr nützlich werden, man interessiert sich wenigstens für mich. Ich wurde gleich darauf zu Eichhorn eingeladen, der sich sehr freundlich aussprach und mir auch eine Remuneration von hundert Talern aus der Kasse seines Ministeriums angewiesen hat, um meine Finanzen wieder etwas auf einen grünen Zweig zu bringen.“

Im Sommer ließ die Prinzessin von Preußen durch den Gouverneur ihres Sohnes, den General von Unruh, Curtius das Anerbieten machen, als Erzieher in den Dienst ihres Hofes überzutreten; im August war alles abgemacht, und bald darauf erfolgte zugleich seine Ernennung zum Extraordinarius an der Universität. Fünf und ein halbes Jahr dauerte dieses Verhältnis, bis der Prinz im Herbst 1849 die Universität Bonn bezog; Curtius hatte ihn noch dort einzuführen und kehrte Anfang 1850 nach Berlin zurück, um nun ganz seiner Wissenschaft und seinem Lehramt zu leben. Der Entschluß, die volle Kraft vieler Jahre der hohen und wichtigen Erzieheraufgabe zu widmen, war ihm nicht leicht geworden; er wußte es wohl, daß ihm zu eignen Arbeiten nicht viel Zeit bleiben würde. Aber er hatte die Zusicherung, daß ihm dieser Dienst, wenn er ihn zur Zufriedenheit seiner Auftraggeber erfüllte, angerechnet werden würde, und außerdem eine materielle Grundlage für seine Zukunft in einem Gehalt von achthundert und einer spätern Pension von sechshundert Talern, beides äußerlich wichtige Dinge gegenüber einer unsichern akademischen Laufbahn, da sein Vater zwar wohlhabend, aber keineswegs reich war. Der wertvollste Gewinn war schließlich ein die Jahre des Dienstes überdauerndes, geradezu einziges Vertrauensverhältnis zu dem Prinzen und seinen Eltern, das längst allen bekannt ist und Curtius Namen weithin berühmt gemacht hat. Der Briefwechsel bringt darüber sehr viel neues, höchst anziehende Einzelheiten, Schilderungen, Urteile und Selbstbekenntnisse, die zusammen ein erhebendes Bild geben von der Lauterkeit

und der geistigen Höhe dieses Verkehrs. „Es konnte meinem Vater, schreibt der Sohn, nie in den Sinn kommen, seine Stellung zu Kaiser Wilhelm und seinem Sohne für irgendwelche persönliche Interessen auszunützen. Die leiseste Beimischung von Eigennutz würde ihm als eine Entweihung dieser Beziehungen und eine persönliche Herabsetzung erschienen sein. Aber eine wahre Freude war es ihm, wenn das Vertrauen, das er besaß, für die Förderung großer Zwecke der Wissenschaft und Kunst fruchtbar gemacht werden konnte.“ Wir wollen aber dieses ganze Kapitel hier beiseite lassen, unsre Leser sollen darüber einen Bericht aus andrer Feder erhalten.

Während der nächsten zwei Jahre erschienen die beiden Bände des Peloponnes (1851/52). Das Werk war vor zwölf Jahren in Griechenland konzipiert und ursprünglich als eine deutsche Bearbeitung der geographischen Arbeiten Leakes gedacht. „Die Engländer, schreibt er 1840, haben im ganzen viel weniger geistige Befähigung, fremde Länder zu sehen und zu beschreiben als die Deutschen, aber durch ihre Geldmittel sind sie Gründer der griechischen Topographie geworden. Doch bleibt immer ein guter Teil unbestrittener Besitz der Intelligenz, der nicht um Guineen feil ist, und so wird auch uns armen deutschen Kirchenmäusen immer noch ein Plätzchen offen bleiben.“ So war es in der Tat, und das Buch wurde etwas ganz neues und selbständiges. Als später Bursian in seiner Geographie Griechenlands an den Peloponnes kam, entschuldigte er sich gleichsam in der Vorrede: dieser Teil seines Werkes sei wie eine Ilias nach Homer, alle aber, die auf andern Gebieten Curtius entgegentraten, haben bis zuletzt den Peloponnes als eine hervorragende Leistung gelten lassen, und das vergriffne Buch stieg im Antiquariatspreis über das Doppelte. Das Jahr 1852 brachte dem Verfasser die Ernennung zum Akademienmitgliede und den Auftrag der Weidmannschen Buchhandlung zu einer Geschichte Griechenlands. Der großen Schwierigkeit dieser Aufgabe war sich Curtius von Anfang an bewußt, sie wuchs während der Ausarbeitung, wovon diese Briefe reichlich Zeugnis geben, und von allen seinen Arbeiten hat ihm diese am meisten Mühe und Sorge gemacht und nicht zum wenigsten auch Verdruß bereitet. Die Studien für den ersten Band gingen Hand in Hand mit den Vorbereitungen für die Vorlesungen und waren noch nicht abgeschlossen, als er 1856 eine Berufung nach Göttingen erhielt.

Sie war für ihn gerade in diesem Zeitpunkt eine große Genugtuung. „Wollten sie mich hier nicht fortlaffen, schrieb er kurz vorher an seinen Bruder Georg, so müßten sie mir endlich eine anständige Stellung geben und mich aus der leidigen Notwendigkeit befreien, durch allerlei Sklavensarbeit mir meinen Unterhalt zu sichern.“ Nach sechsjähriger Arbeit an der Universität seit seinem Rücktritt von der Stellung am Hofe hatte er den Minister an eine vor der Übernahme dieses Amtes 1844 gegebene Zusage erinnert und im Einvernehmen mit der Fakultät um eine Erhöhung seines Gehalts gebeten, das in schreiendem Mißverhältnis zu seiner Wirksamkeit stehe. Am demselben Tage und in derselben Stunde, als ihm der abschlägige Bescheid bekannt wurde, kam die Anfrage aus Göttingen, und obwohl der Minister nun eine ordentliche Professur und jede gewünschte Gehaltserhöhung anbot,

nahm Curtius den Ruf an. „Es kam mir unwürdig vor, jetzt einen Handel um einige hundert Taler anzufangen. Nach manchen Schwankungen kam ich zu der Überzeugung, daß mir eine Verpflanzung jetzt heilsam sei. Es ist nicht leicht für mich, hier loszukommen, aber ich gehe mit Gott. Heute gehe ich zum Prinzen von Preußen, um mir dessen Genehmigung zu diesem Schritte und durch ihn die des Königs zu erwirken, das ist noch das Einzige, was mich hier festhält.“

Die zwölfjährige Tätigkeit in dem ländlich stillen Göttingen war in jeder Hinsicht ein Glück für ihn, er konnte sich seinen Arbeiten mit einer Seelenruhe hingeben, die ihm das zerstreuende Berliner Leben nicht gegönnt hätte, und als Lehrer gewann er einen Wirkungskreis, wie er ihn nicht annähernd gehabt hatte. „Für die alte Geschichte, schreibt er 1852, haben sich nur vier eingefunden, einige kommen wohl noch, aber kümmerlich ist und bleibt es. Dagegen waren im Aristophanes gegen dreißig. Das Verhältnis der Zuhörerzahl bleibt ein ewiges Rätsel. Mein bestes Kolleg bleibt das erste, da ich ganz unbekannt hier ankam, um über römische Altertümer zu lesen. Auch als ich zuerst über alte Geschichte las, hatte ich doch zwanzig Zuhörer. Was hilft's! Man muß sich nicht abschrecken lassen, man muß sich in Resignation darauf vorbereiten, einmal die Alten zu ersetzen, und sich einstweilen damit begnügen, daß man noch viel mehr zu lernen als zu lehren hat.“ Anders wurde es erst 1855: „Ich habe die Freude gehabt, in vollen Auditorien meine Vorlesungen zu beginnen. Die römischen Altertümer scheinen von gegen vierzig besucht zu werden, in der Elektra sind sämtliche Bänke besetzt, auch von Juristen und Theologen.“ In Göttingen aber brachte die vollwertige philologische Professur ihn als Lehrer auf seine Höhe. Seine anregende Frische wirkte geradezu begeisternd. Sein bestes Kolleg über Länder- und Völkerkunde ist allen Teilnehmern unvergeßlich geblieben; sie nahmen daraus einen weiten und lebendigen, auf Anschauung aller Art gegründeten Begriff mit in ihr Leben hinein, wie man ihn damals schwerlich auf einer zweiten Universität durch eine einzelne Vorlesung übermitteln bekam. Auch in der wissenschaftlichen Förderung der Studenten hatte er schöne Erfolge, an die er später in Berlin oft mit Wehmut zurückdachte. Dort schreibt er z. B. 1872: „Es herrscht unter den hiesigen Philologen eine sehr banausische Richtung. In Göttingen war schließlich kaum ein einziger, der nicht eine Vorlesung über Kunstgeschichte hörte. Hier vielleicht kaum der sechste Teil. Und dann ist das Schlimme, daß die mit alter Kunst sich befassenden wieder der Philologie gern den Rücken kehren. Die schöne Verbindung zwischen Archäologie, Geschichte und Philologie, wie ich sie bei einer Reihe meiner Göttinger Schüler sich hatte entwickeln sehen, gelingt hier fast nie.“

Die Göttinger Arbeitszeit brachte die Griechische Geschichte hervor, deren erster Band 1857 erschien, dann kamen neue Auflagen, bis auf die sechste (1889), ein großer äußerer Erfolg, der alle Erwartungen übertraf. Dafür begleitete ihn nun aber auch die Sorge für dieses Kind seines Geistes bis an das Ende. „Ich werde mich, schreibt er 1885, in meinen alten Tagen noch tüchtig meiner Haut zu wehren haben. Das spüre ich bei der Durchsicht des

ersten Bandes, fürchte mich aber vor keinem Gegner.“ Die Fachgenossen hatten das Werk mit lauer Zurückhaltung aufgenommen, manche mit entschiedenem Widerspruch, der bis zuletzt nicht ganz verstummte; zustimmend äußerte sich von allen, auf deren Wort etwas ankam, in wesentlichen Punkten nur der kluge, einsichtige, von Curtius auf das höchste geschätzte Jakob Bernays, und außerdem später Welcker, dessen Meinung freilich damals (1864) und namentlich in diesen Fragen kaum noch ins Gewicht fiel. Es war die erste nach den Quellen gearbeitete und zugleich lesbar geschriebene griechische Geschichte eines Deutschen. Dunder's viel ausführlichere Darstellung wurde erst später bis in die perikleische Zeit geführt, außerdem existierte als Ganzes für die Wissenschaft nur das Werk von Grote.

Curtius erfaßte seinen Gegenstand mit weiterm Blick, er suchte den Zusammenhang des Griechentums mit dem Orient zu ermitteln, zog die Natur des Landes und die Sprache in den Bereich seiner Quellenforschung, ferner die Religion, die Literatur und die bildende Kunst, kurz die ganze griechische Kultur. Alles das war nun in drei nicht allzustarke Bände zusammengefaßt und in eine edle, genußreiche Darstellung gebracht, „ein Werk, das alle wahrhaft Gebildeten von Anfang bis zu Ende durchlesen, wenn auch die zünftigen Gelehrten naserümpfend daran vorübergehn. Die stete Kluft zwischen Gelehrten und Laien ist ein arges Stück Barbarei“ (1881 an Bernays). Die „zünftigen Gelehrten“ vermischten zunächst in den ältern Partien der Geschichte die quellenmäßige Begründung des allzufertigen Bildes, auf dessen Künstler jedoch alle ihre Einwendungen so wenig Eindruck machten, daß er z. B. seine unmögliche Ionierhypothese unbeirrt durch sämtliche Auflagen wandern ließ. Seine Phantasie suchte das Ganze und ergänzte sich die fehlenden Zusammenhänge durch eigentümliche Auffassungen z. B. der Kolonisationszüge, des delphischen Orakels, des Apollokults, des dorischen Staatswesens usw. Seine kritischen Fachgenossen nannten das eine poetische Idealisierung des Hellenentums und hielten ihm den nüchternen Grote entgegen. Aber Curtius hat doch nicht ganz Unrecht, wenn er meint, daß man bei dessen wortreicher Ausführlichkeit in der ganzen ältern Geschichte immer nur „auf dem Standpunkt des rasonnierenden Beobachters festgehalten und niemals in den Zusammenhang der Dinge hineingezogen wird“ (1859 an den Bruder). Mit andern Worten: die ganz trostlose Überlieferung bis über die Zeit der Perserkriege hinab kann wohl den Fachmann zu interessanten und gelehrten Untersuchungen von beliebiger Ausdehnung reizen, aber für eine kurze, sicher begründete Darstellung dessen, was sich wirklich ereignet hat, reicht sie auch nicht auf eine einzige längere Strecke aus. Die klugen Griechen, die uns die schönste Poesie und die edelste Kunst hinterlassen haben, hatten nichts von dem, was wir Kritik nennen; an dem Exakten der historischen Tatsachen lag ihnen gar nichts. Ihr Sinn ging höchstens auf das Zuständliche im Leben der Völker, das Ethnographische und die gesamte Kultur, übrigens aber auf das Wunderbare in jeder Erscheinungsform; die zeugende Kraft des Mythos beherrschte ihre Gedanken bis in die hellsten Zeiten. Wo Hekuba oder Theseus oder Dreft begraben lagen, das interessierte sie; die Stätte, von der Perikles und Demosthenes zu

dem Volke sprachen, kennen wir nicht, weil keinem daran lag, sie uns anzugeben. Die ganze Iyurgische Verfassung ist ein Nebel von Fabeln und Meinungen, die innere Geschichte Athens eine Sammlung von Notizen, von einer späten Gelehrsamkeit ohne lebendige Kenntniss redigiert, die uns auf alle wesentlichen Fragen die Antwort schuldig bleibt. Der neuaufgefundene sogenannte Aristoteles, an dessen Echtheit ja wohl die meisten Philologen glauben, hat die Verwirrung nur noch größer gemacht. Die Römer hatten doch verhältnismäßig früh wenigstens eine Annalistik der Thatfachen. Bei den Griechen erzählt uns Thukydides mit Umständlichkeit alle Aktionen des peloponnesischen Kriegs bis auf die kleinsten Scharmützel, über die innern Zusammenhänge und den politischen Hintergrund des Kriegstheaters schweigt er, als ginge das keinen etwas an. So sind wir sogar um ein getreues historisches Bild des großen Perikles gebracht worden, der im Mittelpunkt des zweiten Bandes der Curtiuschen Geschichte steht. Seine Konstruktion durch Curtius erfuhr wohl die meisten Anfechtungen. „Es kann einem doch wehe tun, schreibt er 1872, daß jetzt allororten das Gezänke der Gelehrten wieder in voller Blüte steht; es ist der Ärger über die in Deutschland nicht durchgedrungenen Ansichten Grottes, der sich bei einer Gruppe junger Gelehrter Luft macht. Zum Glück muß man auch des Thukydides Autorität anfechten, um mich zu widerlegen und mich einer leichtfertigen Verunglimpfung des athenischen Volkscharakters zu überführen.“

(Schluß folgt)



Der Kreuzzug gegen die Stedinger

Von E. f. Seemann



uch unsre Generation seufzt zuweilen über versuchten oder ausgeübten Glaubenszwang. Sie vertritt mit vollem Recht die Freiheit der Überzeugung, die der Welt erobert zu haben ein ewiges Verdienst der Reformation bleiben wird. Gegen das, was einst an geistlicher Tyrannei ausgeübt wurde, ist alles heutige das reine Kinderspiel. Auch die hitzigsten Vorkämpfer der katholischen Kirche würden sich heute mit Schauern abwenden, wenn ihnen zugemutet würde, Dinge zu begehn, die man im Mittelalter für gottwohlgefällig hielt. So ändern sich die Zeiten. Die katholische Kirche, die den großen Abfall des sechzehnten Jahrhunderts verdammt, muß doch zugeben, daß sie sich selber seitdem zu ihrem Vorteil reformiert hat, und daß sie das im wesentlichen Luther, Melanchthon, Zwingli und Calvin verdankt.

Die Verfolgung der Albigenser kennt alle Welt; von dem Kreuzzug wider die Stedinger weiß außer den Historikern nur ein kleiner Kreis von Gebildeten. Allerdings litten die unglücklichen Ketzer in den savoyischen Bergen wirklich um ihres Glaubens willen, und eine mehrhundertjährige Geschichte ihrer Kämpfe